



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin, 1949

I. Teil:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95054](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-95054)

ERSTER TEIL

Das Bauernlied

Immer, wo ich einen Bauern den Acker furchen sehe,
denke ich: solches müßten wir alle tun.
Aber wir gehn in den Städten auf leichten Schuhn.
Aber wir alle zehren von seinem Fleiß wie am Waldrand die Rehe.

Es ist alles andere hinternach doch erst gekommen:
Schreiben und Rechnen und mit der Aktenmappe gehn
und Zirkeln und Häuser richten. Es macht das Leben wohl schön,
doch kann das alles allein uns zum Leben nicht frommen.

Die blanke Pflugschar ist heilig. Heilig sind die Hände,
die sie willig führen und mit bäuerlichem Bedacht.
So hat Gott es gewollt, als er die Menschen gemacht.
Und so wollen wir fromm es halten bis an das Ende.

Immer, wo ich einen Bauern den Acker furchen sehe,
denke ich: solches müßten wir alle tun.
Aber wir alle schreiten dahin auf leichten Schuhn.
Aber wir alle zehren von seinem Fleiß wie am Waldrand die Rehe.

Hermann Claudius

Der erste Farmer seines Landes

Hätten wir um 1780 herum durch das Fenster eines gewissen amerikanischen Gutshauses hineinschauen können, würden wir den Farmer selbst erblickt haben, wie er mit einer dicken Brille auf der großen Nase sorgfältig die Samenkörner von Rotem Klee und Gerste auszählte, immer hundert mit einem Bleistift zusammenschiebend. Seine Lippen werden gemurmelt haben: „Zweitausendneunhundertachtundneunzig, dreitausendeins, dreitausendzwei“ — — und so weiter, mit Interesse und unendlicher Geduld. In diesem Augenblick war er erst in zweiter Linie George Washington, ehemaliger Oberkommandierender der amerikanischen Armeen. In diesem Moment dachte er nicht daran, nicht an den Ruhm und die Ehren, mit denen man ihn überhäuft hatte. — Er sah allerdings für einen Farmer sehr majestätisch aus; keiner hätte sich über seine Würde einen Scherz erlaubt und keiner je gewagt, seinen Zorn ein zweites Mal heraufzubeschwören. Wenn er auch den Krieg haßte, so war er doch General und würde es immer bleiben. Aber er war auch ein Farmer, der an seine Arbeit wie ein Soldat heranging — wie der Feldmesser, der er einst war — wie ein Erfinder — und, mehr als alle seine Landsleute, wie ein Agrarwissenschaftler.

Jetzt wollte er zum Beispiel herausfinden, wieviel Samenkörnchen auf je ein Pfund seiner verschiedenen Getreidearten kamen. Denn wenn er das wußte, wußte er auch, wieviel Pfund Samen er auf einen Morgen Land aussäen mußte, um den besten Getreidestand auf seinen Feldern zu erzielen — nicht zu dünn und nicht zu dicht. Mit Fleiß und Geduld fand er heraus, daß bei Gerste 8925 Samenkörner auf ein Pfund kamen, bei Rotem Klee 71 000. Er mußte diese Kalkulationen machen, weil niemand sonst sie gemacht hatte. Er konnte sich nicht hinsetzen und an das Amt für Ernährung und Landwirtschaft schreiben; es gab keine landwirtschaftliche Beratungsstelle, keine Samenhandlung, keine Firmen für landwirtschaftliche Geräte, und er hatte keine Fachzeitschriften außer ein paar, die von England herüberkamen. Wenn er wissen wollte, wann er zu säen und wann er zu schneiden hatte, wie tief er pflügen mußte, wie seinen Samen reinigen oder seine Bäume spritzen oder seine Zucht verbessern, so mußte er es selbst herausfinden. Seine Nachbarn arbeiteten nach Überlieferung, Erfahrung oder „über den Daumen gepeilt“. Aber sie holten aus ihren Farmen nichts heraus; sie „kratzten sich ihren Lebensunterhalt zusammen“, lebten von ihren Schulden — oder zogen fort.

George Washington hatte wie manch ein Farmer vor und nach ihm eine stille, aber hartnäckige Liebe zu seinem Boden; er haßte Schulden, und er beharrte stur auf seinem Entschluß, kraft seines Verstandes und seines Willens Herr über die wankelmütige Natur zu werden. Die Probleme des Farmers George waren so zäh wie die Krüppelföhren, die auf den vernachlässigten Feldern seiner es sich leichter machenden Nachbarn aufschossen. Er besaß 3500 Hektar Land, wovon weniger als die Hälfte anbaufähig war, und selbst der

bessere Teil war arm an Kalk, Nitraten, Phosphaten und Humus. Überall war eine Düngung dringend erforderlich. Wie Thomas Jefferson einmal von der Landwirtschaft in Virginia gesagt hat, ist es billiger, einen neuen Acker zu kaufen, als einen alten zu düngen. Darum zogen Amerikas Farmer immer weiter „gen Westen“, Washington hatte sich in Mount Vernon in Ost-Virginia verliebt, er dachte nicht daran, es aufzugeben, solange er sich darauf halten konnte.

Einige Virginier, die auf verbrauchtem Boden saßen, züchteten Sklaven wie Pferde zum Verkauf. Dieser Gedanke empörte den Farmer Washington. Er wollte die Sklaverei nicht und er mißbilligte sie; er hatte sie ererbt wie das Land und sah keinen Weg, sie ganz zu umgehen. Außerdem sah er sich einem Einfruchtsystem gegenüber — dem Tabak. Zwar war ein stabiler Markt dafür vorhanden, besonders in England. Aber nichts erschöpft den Boden so wie die gleichbleibende Belastung durch das „Kraut“. Heute weiß jeder, daß die richtige Antwort auf die Mängel des Einfruchtsystems der Fruchtwechsel ist. Als aber der Farmer Washington, nachdem er sich zwanzig Jahre lang der Tyrannei seines Tabak-Agenten gebeugt hatte, damit begann, neue Sorten von Saatgut einzuführen, war er ein Pionier. Er kannte niemand, der erfolgreich mit König Tabak gebrochen hätte, und niemand machte seine hartnäckigen Versuche mit. Washington versuchte es mit allen Fruchtarten, von denen er hörte. Er begann Experimente mit Luzerne. Er wußte nicht, daß Luzerne am besten auf gut entwässertem Kalksteinboden gedeiht; und niemand konnte damals ahnen, daß durch umgepflügte Luzerne so gute Ergebnisse erzielt werden, weil an ihrer Wurzel Bakterien wachsen, die die Entwicklung von Stickstoff und damit eine Verbesserung des Bodens bewirken. Doch Washington hat trotz seiner Unkenntnis sehr gute Erfahrungen mit Luzerne gemacht und sie noch dreißig Jahre später angebaut.

George, der Farmer, versuchte es mit Rippengras, Esparsette, Rotem und Weißem Klee. Er führte sogar, ohne daß man weiß, auf welchem Wege, einige chinesische Gräser ein und verzeichnete gewissenhaft ihre seltsamen Singsang-Namen. Er pflanzte Buchweizen, englisches Strahlengras und Hanf; er versuchte es sogar mit Baumwolle und hoffte auf Erfolg.

Einen wirklichen Erfolg erzielte Washington mit dem Fruchtwechsel. Das einzige, was seine Nachbarn an Stelle von Tabak gelegentlich anpflanzten, war Mais. Zur Wiederherstellung der Fruchtbarkeit des Bodens fiel ihnen weiter nichts ein, als ihn brachliegen zu lassen und dann das Unkraut umzupflügen. George Washington hatte andere Ideen. Tabak kann man nicht essen, und er wollte nicht, wie so viele Farmer des Südens, Tag für Tag von gepökeltem Schweinefleisch und Maisbrot leben. Weizen wollte er bauen. Aber da Weizen den Boden aussaugt und, wie auch heute noch, leicht dem Getreidebrand, Rost oder der Hessenfliege anheimfällt, werden die Ernten immer kärger, wenn man ihn Jahr für Jahr in denselben Boden sät.

So setzte sich Washington, der gute Feldmesser, vor die genaue Karte seines Besitztums mit Papier und Bleistift, Kompaß und Lineal, teilte seine Felder ein und arbeitete einen Plan für den Fruchtwechsel aus. Er entwarf den Plan so, daß nebeneinanderliegende Grundstücke nach verschiedenen Zeittabellen behandelt wurden. Durch die Planwirtschaft wollte er errechnen, wieviel Geld ihm die einzelnen Grundstücke einbrächten und inwieweit er Verbesserungen einführen könnte. Er legte die Anbaufläche für Futter und die Weidefläche fest. Und endlich, nach jahrelangen Versuchen, hatte er seinen Fruchtwechsel heraus.

Im ersten Jahr pflanzte er Weizen, im nächsten Buchweizen, den er als Düngung unterpflügte. Darauf folgte wieder Weizen. Und dann säte er in drei aufeinanderfolgenden Jahren Gras und Klee. Er konnte diese Flächen als Weide benutzen und sein Geld in Gestalt von Ochsen- und Hammelfleisch, Milch und Butter und Pferdekräften hereinbekommen. Oder er konnte Heu davon machen und an sein Vieh verfüttern. Sein Fruchtwechsel erstreckte sich über sieben Jahre, wobei zuletzt Mais und Kartoffeln kamen. Dann begann er von vorn mit Weizen. Er versuchte, den Einfluß des Einfruchtensystems zu brechen, und es gelang ihm. 1763 baute er 89 079 Pfund Tabak. Aber von diesem Jahr an schränkte er den Anbau mehr und mehr ein. An Stelle von Tabak sollte Weizen das Geld hereinbringen; Weizen, den er in seiner eigenen Wassermühle mahlen konnte.

Wenn Ost-Virginia für Weizen geeignet wäre, würde heutzutage dort mehr davon angebaut werden. Aber Washington konnte nicht über den Rand der Erde und nicht in die Zukunft schauen und die Weizenfelder Dakotas, Ost-Washingtons und Zentral-Kaliforniens sehen. Er ahnte nichts von der dicken, tiefschwarzen Humusschicht, von den Flächen ebenen Landes, die sich über Horizonte erstrecken, von Dampfpflügen, Mäh- und Bindemaschinen. Wenn er dies hätte sehen oder voraussehen können, wäre ihm vielleicht der Mut zum Weizenbau vergangen. Aber es hätte sein Herz höher schlagen lassen für das Land, das er liebte, rettete und gründete.

Er probierte jede Weizensorte aus, von der er hörte, oder die er aus Polen, Sibirien oder vom Kap der Guten Hoffnung einführen konnte. Er versuchte es mit Dinkelweizen und mit langgrannigem Weizen. Er zog Weizen auf trockenem und auf feuchtem Boden. Und es kam der Tag, an dem er Weizenähren in sein Wappen nahm. Er exportierte seinen Weizen meistens nach Westindien; und es geht die Legende, daß dessen Qualität so vorzüglich war, daß die mit „G. Washington“ gestempelten Mehlsäcke gar nicht erst auf Güte geprüft, sondern gleich zu Höchstpreisen verkauft wurden. Wenn dies, wie wir gerne glauben möchten, zutraf, so mußte es der großen Sorgfalt zugeschrieben werden, die er auf die Samenauswahl verwendete.

Wie der Farmer Washington entdeckte, wird der Winterweizen durch das wechselnde Tau- und Frostwetter des virginischen Klimas leicht aus der Erde geschwemmt. So kam ihm die Idee, eine schwere Rolle über den lockeren Boden zu ziehen, um den Samen fest einzupressen.

Die Nachbarfarmer grinsten, aber er ließ sich weder beirren noch von der Überzeugung abbringen, daß sie mehr Weizen verloren als er. Er war auch der erste in Amerika, der Weizen in Reihen drillte, anstatt ihn auszusäen. Und natürlich erfand er einen Pflug. Manchmal müssen die Firmen für landwirtschaftliche Geräte denken, daß es zwei Arten von Farmern gibt: solche, die einen Pflug erfunden haben, und solche, die es bald tun werden. Die Erfindung des Generals war eine kombinierte Pflug- und Sämaschine. Der Samen befand sich in einer gelochten Drehtrommel, die hinter dem Pflug herrollte, wobei die Samenkörner durch die Löcher geschüttelt wurden wie Pfeffer aus dem Streuer. Zuerst hatte die Erfindung noch manchen „Haken“, aber der Pflüger Washington feilte geduldig einen nach dem anderen ab. Er fand, daß man die Trommel nicht zu voll machen durfte, sonst verstopften sich die Löcher. Außerdem entdeckte er, daß die Samenkörner sich nicht so leicht einklemmten, wenn die Löcher trichterförmig gebohrt waren, mit der größeren Öffnung nach außen. Um zu verhindern, daß der Samen aus allen Löchern zugleich herausgeschüttelt wurde, brachte er um die Trommel herum einen Lederstreifen an, dessen Löcher denen der Trommel genau entsprachen; so wurden alle Löcher außer denen in Bodennähe blockiert. Dieser Streifen verursachte eine Menge Verdruß. Er zog sich zusammen und dehnte sich aus, je nach dem Wetter, und Washington mußte noch eine Vorrichtung anbringen, um ihn zu straffen oder zu lockern. Aber der Vater seines Landes war zufrieden mit der selbsterfundenen Drillmaschine, und sie muß sich bewährt haben, sonst hätte er sie nicht weiter benutzt. Auch als Viehzüchter ging der General, wie überall, einerseits methodisch, andererseits experimentell vor. Seine Schafe waren zu Anfang minderwertig — mager, mit spärlichem, kurzem Fell —, aber er führte einen englischen Widder für 60 Mutterschafe ein sowie eine Herde fetter Bakewellschafe. Auf diese Art verbesserte er seine Wolle und sein Hammelfleisch, bis der stolze Tag kam, wo er einen Ballen Tuch aus heimischer Faser weben lassen konnte.

In den Tagebüchern des Generals waren Zugpferde, wie die schweren Percherons zum Beispiel, nicht erwähnt; wahrscheinlich weil es damals in Virginia noch keine gab. Die schwere Arbeit wurde von mageren Arbeitsochsen oder von Pferden, die als Reit- und Kutschpferde unbrauchbar waren, verrichtet. Aber der wißbegierige Mr. Washington hatte von den berühmten spanischen Burros gehört, und er wandte sich an den amerikanischen Botschafter in Madrid mit der Bitte, ihm je zwei „Jacks“ und „Jennies“, männliche und weibliche Tiere, zu verschaffen. Seinerzeit war die Ausfuhr von Maultieren aus Spanien gesetzlich verboten. Aber der spanische König machte bei diesem vornehmen Ausländer eine Ausnahme, und schließlich wurden ihm die Tiere übersandt, wenn auch unterwegs eines starb. So wurde Washington der erste Mann, der in der amerikanischen Landwirtschaft Maultiere einfuhrte, die überall im Lande als achtetes Weltwunder ausgestellt wurden. Zu Washingtons Zeiten gab es nur Pfahlzäune, keine Drahtzäune, und, als besonderes Steckenpferd des Herrn auf Mount Vernon,

Hecken und Hürden. Auch in seine Viehweiden brachte er dadurch System und teilte zur Erzielung einer gleichmäßigen Düngung sein Vieh in kleine Gruppen ein. Die Düngung lag ihm so am Herzen, daß er auf sie ebensoviel Mühe verwandte wie auf einen Feldzug gegen General Howen oder seine Antrittsrede als Präsident. Eine seiner Lieblingsfarmen nannte er „Muddy-Hole“ (Schlammgrube); dort holte er Jahr für Jahr den Schlamm wieder zusammen, der in ihre Niederungen geschwemmt worden war, und brachte ihn dorthin zurück, wo das Wasser ihn gestohlen hatte. Das war, wie jeder Farmer bestätigen kann, ein teurer Weg zur Bodenverbesserung; wie jedoch sein Gast Noah Webster berichtete, hat er gar oft sein Glas erhoben und es „auf den Schlamm“ geleert. Eine Zeitlang studierte er eingehend die Wirkungen aller Düngemittel, die ihm an Ort und Stelle zur Verfügung standen. Er probierte Pferdedünger, Kuhdünger, Schafmist, Laubinodder, Schlamm, Mergel und verschiedene Erdsorten auf seinen Versuchsgrundstücken für Weizen, Gerste und Hafer. Er verwendete große Sorgfalt darauf, daß alle Acker gleichen Bedingungen unterlagen, damit er die Wirkung der verschiedenen Düngung vergleichen konnte. Und er fand, daß sämtliche Fruchtarten am besten auf Schafdünger und einfachen schwarzen Modder reagierten.

Hat auch Washington in seiner Jugend keinen Kirschbaum gründlich ausgeschnitten, so hat er doch in seinen alten Tagen viele Kirschen geerntet. Er war ein begeisterter Züchter aller herkömmlichen Obstbaumsorten, und er interessierte sich sehr für die Früchte der amerikanischen Wildnis. Der große französische Botaniker André Michaux brachte Washington die Pecannuß aus ihrer Heimat Illinois, und so baute Washington als erster die feinste amerikanische Nußsorte an. Drei der von ihm selbst angepflanzten Nußbäume stehen noch, und auch dreizehn Stechpalmen, ein Maulbeerbaum, vier Roßkastanien, vier Ulmen, zwei Linden, zwei Kaffeeebäume, drei Magnolien, drei alte Buchsbäume, sieben Eschen und zwei Buchen. Viele der Bäume, die er pflanzte, hegte und liebte, sind jetzt verschwunden. Auch Scheunen sind verschwunden, und von der Mühle, wo „G. Washington“ sein feines Mehl mahlte, steht auch fast nichts mehr. Einige Farmen wurden von dem Mount Vernon-Besitz abgetrennt, und von denen, die zur Gedenkstätte des Volkes gehören, ist keine bewirtschaftet. Die ehrfurchtsvollen Wächter von Mount Vernon bemühen sich heute in erster Linie um das Haus und die Rasenflächen, die Buchsbaumhecken und Irrgärten, die Blumengärten und Bäume.

Aber etwas wird niemals vergehen. Das ist George Washington selbst. Er scheint noch immer über seine Felder zu gehen oder am taufrischen Morgen darüber zu reiten, er, der sein Land so leidenschaftlich liebte, der keinen seiner vielen Titel so hoch achtete wie den des Farmers und der diesen Beruf zu einer praktischen Wissenschaft und lebendigen Kunst erhoben hat.

Donald Culroß Peattie (1946)

Einem Tagelöhner

Lange Jahre sah ich dich
führen deinen Spaten,
und ein jeder Schaufelstich
ist dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
bang gemacht, ich glaube —
sorgtest für die fremde Frucht,
für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
dir in eig'ner Herde,
doch du fußt fest und gut
auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
das du fleißig grubest,
laste dir die Scholle leicht,
die du täglich hubest!

Conrad Ferdinand Meyer

Der Mensch verglichen mit der schönen Natur

Herr Arner hatte unter die Armen seines Dorfes Bonnal, das aus seiner wirtschaftlichen und menschlichen Verkommenheit zu retten ihm besonders am Herzen lag, prächtige Zuchtziegen verteilt. Nun warf Herr Arner noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten, aber es tat ihm auch weh, daß die Reichen taten, als wenn sie ihn nicht sähen, so nahe sie auch an ihm vorbeigingen. Sein Söhnchen Karl machte ihn ihre Unart vergessen. Er stand, ein Bäumchen auf der Achsel, die Beine wie ein Bauernbub ver spreizend, vor ihm und sagte:

„Du, Papa! Die anderen Ätti setzen morgen alle ihren Buben die Bäume, die du ihnen neulich geschenkt hast, willst du mir meinen auch setzen?“

„Ja freilich“, sagte Herr Arner.

„Aber kannst du es auch?“ fragte der Bub. — Und: „Ich will's probieren“, sagte der Vater.

„Siehst du, man muß ein Loch in den Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Schorrherd dreintun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erst den Baum darauf, nicht zu tief, und die Grasmatten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß sie nicht anwachsen...“

„Wer hat dir das alles gesagt?“

„Meinst du, Papa? Die Buben reden jetzt nichts als vom Baumsetzen!“ Nun sah Herr Arner noch eine Weile staunend still auf Tal und Bach und sagte zum blessierten Leutnant, dem zukünftigen Schulmeister des Dorfes: „Es ist mir jetzt, als ob ich die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bach von Bonnal weg fortrinnen lasse, von einem Dorf ins andere, bis an den Turm dort an den blauen Bergen, wo gottlob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Die Itte glänzt da nur noch wie ein dünner Silberfaden und verliert sich im Vorhang der Berge, das ist der letzte Ort meines Tals“ — und er setzte mit einer Art von Wehmut hinzu — „erleb ich's noch, daß wir mit unserer Arbeit bis zu jenem Orte kommen?“

„Es geht vielleicht nicht so lang, wie Sie sich vorstellen“, sagte der Leutnant.

„Es ist möglich“, sagte Arner, „einmal wird unsere Arbeit gewiß leichter, je weiter wir vom Schloß wegkommen.“

Darüber lächelte der Leutnant und sagte: „Über diesen Punkt habe ich einmal einen Geistlichen vor einem Tisch voll Junkern und Pfaffen eine derbe Wahrheit sagen hören.“

Es war in der Steiermark, und man redete an der Tafel von dem Unterschied der Pfründen, die in der Nähe von Schlössern reicher sind als in der Ferne davon. Da sagte ein magerer Pfarrer, der unten am Tisch saß, mit einer hellen, langsamen Stimme: „Wenn's recht wäre, Ihr Gnaden und Ihr Hochwürden, so müßt' es allenthalben so sein.“ — „Warum, warum?“ riefen ihm die Ritter und Pfaffen hinab. — „Warum, Ihr Hochwürden und Gnaden? In der Nähe von Schlössern hat man Teufel auszutreiben; wenn man weiter davon weg ist, nur Kinder zu erziehen.“

Die Augen blitzten den Hochwürden und Gnaden, da das Wort heraus war, aber ein Gescheiter unter ihnen fing an zu lachen und auf des Pfarrers Gesundheit zu trinken. Da merkten die anderen, daß es so für sie am besten sei; und vom Kommandeur, der oben an saß, bis zum jüngsten Degen lachte jetzt alles, und alles trank auf des Pfarrers Gesundheit. Aber noch vor Abend machten, das weiß ich, die meisten von ihnen auf ihren Schlössern wieder Sachen, die der Grund sind, warum die Geistlichen in der Nähe von Schlössern Teufel auszutreiben haben.“

„Ach, die Menschen sind so häßlich, und was man auch mit ihnen macht, so bringt man's nicht dahin, daß sie auch nur sind, wie dieses Tal“, sagte Herr Arner. Der Anblick des Tals und des Sonnenuntergangs war aber auch herrlich. Und ein Hirtenbub trieb unter dem Felsen, auf dem die beiden standen, seine Ziegen vor sich her. Er stand zu ihren Füßen still und sah gegen die Sonne hin, lehnte sich auf seinen Hirtenstock und sang ein Abendlied. — Er war die Schönheit selber —, und Berg und Tal, die Itte und die Sonne verschwanden vor ihren Augen! Sie sahen jetzt nur den Jüngling, der in Lumpen gehüllt vor ihnen stand, und Arner sagte: „Ich hatte unrecht, die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit der Erde.“

Johann Heinrich Pestalozzi

Von ländlichen Berufen

Aus den Erinnerungen eines Gutsbesitzers, wie er sein sollte

Meine Mutter und mein Fluß waren meine größten Schätze in vielen glücklichen Jugendjahren. Die Erinnerung daran hat jeder späteren Zeit Richtung gegeben. Unser Fluß war für mich ein lebendiges Wesen, etwas Vertrautes; zu ihm konnte ich immer gehen, genau wie zu meiner Mutter. Auch seine Fische und alles, was er an Lebewesen beherbergte, liebte ich, und zwar aus mir allein. Niemand in meiner Familie hatte eine besondere Zuneigung für das Wasser oder ein Fischerleben. Mit dem eigenen Größer- und Stärkerwerden wuchs die Vorliebe für die größten und schwersten Fische. Den Wurt aber mit dem Speer aus den hohen Bäumen über dem Fluß, den lehrte mich der alte **Schmiedemeister** unseres Gutes. Für mich war er der Meister in allem, was mir damals erstrebenswert erschien.

Unsere Freundschaft entstand auf folgende Weise: Als ich auf meinen allerersten Entdeckungsfahrten dem Fluß über unseren Park hinaus folgte, kam ich an eine stille Bucht, in der Döbel von nie geahnter Größe aus der schwarzen Tiefe in den hellen Sonnenschein aufstiegen und wieder verschwanden. Es war im Mai, fast die schönste Zeit des Jahres für den Fluß.

So leise ich konnte, schlich ich an das Ufer, kauerte mich an einen Erlenstamm und sah unverwandt dem Spiel der großen Fischleiber zu. Bläulich-schwarz waren die Rücken, weiß die schnappenden Mäuler und rot die fächernden Flossen. Unter den Döbeln waren einige ganz besonders schwere. Sie erschienen mir länger als mein Arm. Wieder stieg einer von ihnen schräg von unten nach oben, da sauste aus der Baumkrone über mir ein Speer an langer weißer Stange ins Wasser. Ich sah, wie der starke Döbel im Genick getroffen wurde und sich vergeblich zu befreien suchte. Die Speerstange zitterte dabei, und aus dem tiefen schwarzen Wasser leuchtete die helle Unterseite des Fisches auf.

Ich war noch ganz in den Anblick versunken, als sich eine bisher noch nicht bemerkte Schnur von dem Ende der Stange nach der Baumkrone hin zu straffen begann und der Speer emporgezogen wurde. Meine ihm folgenden Blicke entdeckten hoch im grünen Laub, den Rücken an den Stamm gelehnt, die Füße auf zwei Ästen, den Meister. Er zog Fisch und Speer zu sich herauf und lachte mich an. „Na, Walter, hast dich erschreckt? Sollst auch den Fisch dafür haben. Wirst auch ein Fischer werden? Das wäre gut für den Fluß, wenn du einmal Herr hier bist. Jetzt wollen wir auf eine andere Stelle gehen“, sagte er. „Hast du noch Zeit, dann kannst du mir helfen.“ Natürlich hatte ich Zeit. Wir folgten dem Fluß ein Stückchen stromab. Dann kletterte der Meister auf eine alte überhängende Weide. Ich

mußte noch weiter gehen und ihm die Fische gegen den Strom zutreiben. Äste, Steine, was ich fand, warf ich, mich ihm langsam nähernd, über die Breite des Flusses.

„Hast mir gut zugetrieben“, rief er schon von weitem. „Ein Hecht und ein Raap liegen da unten im Gras. Der Raap wird acht Pfund und der Hecht sechs Pfund haben. Nun such' dir von den beiden auch noch einen aus, dann gehen wir nach Hause, und das nächste Mal kommst du mir wieder helfen.“

Er schnitt zwei Asthaken zurecht, zog sie den Fischen durch die Kiemen und gab mir die zwei größten, jeden in eine Hand. Ich lief los. Die Schwänze schleppten. Alle hundert Schritte mußte ich Arme und Hände ausruhen.

Ich kam mir vor, als erlebte ich ein Märchen.

Am nächsten Weihnachtsfest lag auf meinem Tisch neben den Geschenken der Eltern ein selbstgeschmiedeter Speer vom Meister, blank poliert und zum Schmucke ziseliert. Daneben stand eine schnurgerade Stange, auf deren Eignung es sehr ankam, mit einer selbstgedrehten dünnen Leine aus Hanf. Er hatte lange im Walde nach der Stange gesucht. Sie durfte beim weiten Wurf den Speer nicht drehen.

Unser Betrieb war ein Ganzes, von einer Stelle geleitet. „Nimm das Gute von deinen Mitmenschen an, bis sie dich vom Gegenteil überzeugt haben“, hatte meine Mutter mich gelehrt. Mit diesem Vorsatz fing ich damals meine Tätigkeit in der Heimat an. Ich habe ihn nie zu bereuen gehabt. Wohl aber erlebte ich Enttäuschungen, wenn ich mich zum Mißtrauen beeinflussen ließ. Kein Mensch kann in ihn gesetztes Vertrauen und ihm übertragene Verantwortung mehr rechtfertigen und danken wie der einfache Arbeiter. Es hat mich oft beschämt, wie empfänglich er dafür ist, und welche Umsicht, Tüchtigkeit und welches Können in diesen unverbrauchten, sich alsdann entfaltenden Kräften lebt. Viele Aufsichtspersonen, Beamte und andere, gelten auf großen Gütern als unentbehrlich. Wenn die Arbeiterschaft nicht aus einer stumpf gewordenen Masse besteht, geht es auch ohne diese. Man muß selber Können haben, Gerechtigkeitssinn, die Gabe, Vertrauen zu hegen, und vor allem Liebe zu den Menschen im Herzen tragen.

Und noch etwas gehört dazu: ein scheinbar wirklichkeitsfremder Grundsatz. Jeder Mensch will leben, aber nicht mit Not, Elend und der Unmöglichkeit, vorwärts zu kommen, ringen. Darum lautet der Grundsatz: „Wie kann ich so hohen und guten Lohn wie möglich zahlen?“ Den Arbeiter aber soll man mit Geduld und Wohlwollen zu der Einsicht bringen: Wie kann ich für meinen Lohn so gute und fleißige Arbeit wie nur möglich leisten? So etwas läßt sich heute nicht erkennen und morgen verwirklichen. Alles auf dem Lande braucht Zeit. Den Anfang muß der machen, der besitzt.

Die Frühjahrsbestellung war in vollem Gange. Von allen Höfen fuhren Wagen mit Saatgetreide auf die Felder. In weichem Acker standen die Drillmaschinen. Es roch nach Erde und Sonne. Ich bog vom Wege ab, ritt über den gut durch den Winter gekommenen Kleeschlag zu der Drillmaschine des Hauptgutes, die dahinter auf einem großen Ackerstück Hafer-, Gersten- und Erbsengemenge Breite um Breite in die Erde brachte. Sie kam jetzt an der Schlaggrenze zum Halten. Neue Saat mußte aufgeschüttet werden. Ein junger Knecht fuhr sie vierspännig vom Sattel, zwei Mädchen gingen hinterher und hielten die Drillen in der Erde frei von Wurzeln oder kleinen Steinen, und der alte **Vorarbeiter** steuerte.

„Wie ist der Acker, Mengel?“

„Gut, Herr von Sanden, die Erde läuft über der Saat zu. Nur in der schwarzen Senke auf der Mitte war es naß. Aber wenn wir darauf warten wollen, wird es zu spät und das andere zu trocken.“ „Werden Sie nicht müde, Mengel, den ganzen Tag über im weichen Acker zu steuern? Sie sind nicht mehr jung!“ „Fünfundfünfzig bin ich, aber das Laufen macht mir nichts!“ „Und der Liese und der Anna?“ „Die wollen manchmal müde werden, aber dann sieht die Liese den Schatz vorne auf dem Pferd und muß nach, und die Anna will nicht hinten bleiben.“ Wir lachten, und der Knecht sagte: „Wenn sie fahren könnte, möchte ich mit ihr tauschen, aber sie kann doch nicht.“

Ich ritt weiter zu der großen Schafherde des einen Vorwerks. Dort schien es noch winterlich. Aber friedvoll war es in dem großen Stall ohne Zwischenwände bei den vielen hundert Schafen, die den einzelnen Sorten nach nur durch niedere, leichte Leitern voneinander getrennt waren. Die Sonne schien durch das Fenster auf das gelbe Stroh und die wiederkäuend liegenden Mütter. Viele Lämmer waren da. Wenn eines mehrmals kläglich schrie, sah **Schäfer** Elmer von seinem Korbflechten auf und half ihm, die Mutter zu finden.

Die beiden Betriebe mit Pferdezucht hatten es jetzt schwerer als die anderen. Ihre Gespanne bestanden aus Mutterstuten. Ein Teil von ihnen hatte Fohlen, ein anderer stand dicht davor, und alle waren sie jetzt nicht voll arbeitsfähig. Die Freude aber an jedem guten Fohlen war bei der **Pferdepflegerfamilie** Schwitkowski so groß, daß sie alle Hindernisse überwinden ließ. Ihr Amt vererbte sich durch Generationen vom Vater auf den Sohn. Jetzt lag die Verantwortung in den Händen des alten Schwitkowski mit der hohen Kinderstimme, aber sein Sohn Karl nahm ihm viel Arbeit ab und kannte wie sein Vater jedes Pferd von den drei Remontejahrgängen zu je 50 Stück. Die meisten dieser Remonten wurden als Absatzfohlen gekauft, und nur ein Teil wurde selbst gezüchtet. Der alte Schwitkowski nannte die einzelnen Fohlen nach den Bauern, von denen sie gekauft waren, und setzte nach dem Geschlecht ein „der“ oder „die“ davor! Zum Beispiel: Der Schlengel, der Bublitz, die Hinz, die Kreuzberger und so weiter. Bis zum Remontemarkt war noch lange Zeit. Ich fragte vor-

sorglich den Alten, ob er beim Vorführen der einzelnen Pferde vor der musternden Kommission noch mitmachen wollte und könnte. Er nickte und sagte: „Wenn die Offiziere dastehen und alle zugleich suchen, ob sie nicht einen Fehler an dem Pferd herausfinden, dann merke ich gar nicht, daß ich laufe. Wenn ich am Markt dabei sein soll, dann muß ich auch vorführen. Soll die dreijährige Scheckstute mit vorgestellt werden?“ „Ja, Schwitkowski. Wir erhielten einen Brief von der Kommission, daß sie dringend Schecken für ein Trompeterkorps brauchen, wir möchten, wenn irgend möglich, Schecken vorstellen. Meine Mutter hat schweren Herzens ihre Zustimmung gegeben.“ „Ich meine aber, die Stute muß hierbleiben. Sie ist unser bestes Pferd. Die Herren können sich woanders um Schecken bemühen. Sie tun uns auch nichts zu Gefallen. Wenn die Stute später Hengstfohlen hat, können sie diese teuer kaufen. Das ist meine Meinung, Herr von Sanden.“ Schwitkowski hatte recht. Ich nahm mir vor, ihm zu folgen.

Auf der Ziegelei traf ich nur den alten Röhrig. Dort herrschte Winterschlaf. Der Meister war zur Stadt gefahren. Der Alte räumte in den Trockenschuppen auf. „Wann wollen wir mit der Arbeit anfangen?“ fragte ich ihn. „Nicht zu früh, Herr von Sanden“, sagte er, „sonst zerstören uns die starken Nachtfroste zu viel Arbeit. Wenn die neugepreßten Ziegel und besonders die Dachpfannen und Drainageröhren feucht in den Trockenschuppen liegen und eine Nacht mit vier bis fünf Grad Frost kommt, dann ist der größte Teil dahin. Etwas anderes möchte ich noch sagen, Herr von Sanden. Ich bin nicht der Meister, aber ich habe viele Jahrzehnte hier gearbeitet und kenne die Verhältnisse. Mit unseren Arbeitskräften ist es nicht gut eingerichtet. Immer fehlen sie uns, wenn die Arbeit richtig losgehen soll. Eine Ziegelei ist nur ein Sommerbetrieb, aber die Leute wollen wissen, wo sie im Winter bleiben sollen. Wenn das Leben mit Heizung und Kleidern teurer wird und sie Verdienst brauchen, werden sie entlassen. Der Frost verbietet eben die Ziegeleiarbeit. Aber vielleicht läßt sich mit Hilfe von Ihrem ganzen Betrieb eine andere Regelung finden.“ Ich war vom Pferd gestiegen, hatte die Zügel über den Arm genommen, und wir drei gingen im warmen Sonnenschein vor dem großen Ziegelofen auf und ab. „Sie haben recht, Röhrig. Ich weiß von den Schwierigkeiten in jedem Frühjahr. Ich muß zusehen, wie ich den Ziegeleiarbeitern, soweit sie nicht beim Brennen fast den ganzen Winter über beschäftigt sind, Arbeit gebe.“ „Wie wäre es mit dem Wald?“ sagte Röhrig. „Der braucht im Winter die meisten Menschen.“ „Ja, Röhrig, sechs bis acht Rotten, das sind zwölf bis sechzehn Mann, braucht der Förster Hellwig zum Holzeinschlag, und so viele werden ohne die Brenner und die beiden Leute, die die gebrannten Ziegel aus dem Ofen karren, frei. Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen und mit Hellwig sprechen. Ihnen bin ich sehr dankbar, Röhrig, daß Sie mir Ihre Meinung sagen. Ihr Vorschlag würde auch dem Meister das Leben

erleichtern." Bescheiden verschwand er in seinem unscheinbaren Arbeitsanzug in einem Schuppen. Seine Augen aber sahen vieles, und in seinen ehrlichen, klugen Gedanken lebte ein großes Wohlwollen für unseren Betrieb. Der Vorzug, solche Arbeiter zu haben, ließ sich durch nichts ersetzen.

Als ich vor dem **Wiesenhof** über den letzten Hügel kam, lag mein liebstes Stück Land in aller Vorfrühlingsschönheit vor mir. Der Fluß war frei, der Eisgang vorüber. Das Wasser begann zu fallen. Der graubraune Ton des Winters war untermischt mit erstem Grün. In dem großen Stall der Milchherde waren die Schweizer beim Melken, die Milch strömte in die Eimer, das Wiederkäuen der Kühe und ihr sattes, behagliches Stöhnen löste ein Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit aus. Der **Oberschweizer** stand unter seiner Kuh auf, wischte sich die mit Melkfett eingeriebenen Hände an seiner Schürze ab, kam auf mich zu und gab mir vertraulich die Hand. „Wie geht denn alles in der Herde, Schulz?“ „Ganz gut, Herr von Sanden, gesund ist alles, die Kälber leben, und die Milch hält sich. Aber zwei Sachen habe ich auf dem Herzen.“ „Was sind das für Sorgen?“ fragte ich. „Zwei mit gutem Willen finden sicher eine Hilfe.“ „Also, Herr von Sanden, das erste ist, daß wir hier statt vierzig Kühe siebzig haben müßten und weniger Jungvieh. Die Wiesen ernähren eine so große Herde im Sommer und auch im Winter. Der Stall reicht ebenfalls aus, wenn ein paar kleine Änderungen gemacht werden.“ „Unsere Pläne treffen zusammen, Schulz. Nur eins mache ich zur Bedingung. Die dreißig Kühe, die wir mehr halten wollen, müssen aus eigener Zucht, aus unserem Betrieb stammen. Jeder Boden bringt die für ihn am besten passenden Tiere hervor. Vor Inzucht und Einseitigkeit bewahren uns die zugekauften Bullen.“ „Genug eigene Sterken haben wir, Herr von Sanden. In einem Jahr ist die Herde voll. — Nun kommt der zweite Punkt, der wird vielleicht schwieriger sein. Es handelt sich um mich selber.“

Ich nickte ihm ermunternd zu.

„Dann will ich es also sagen“, meinte Schulz schwerfällig. „Mit Lohn, Wohnung und sonst bin ich zufrieden. Aber in meinem Fach muß ich mehr Selbständigkeit haben. Der Hofmeister versteht seine Sache, in die ich ihm nicht hineinrede, und ich verstehe meine, und da soll er mir nicht Anordnungen geben.“ „Ja aber, Schulz, einer auf dem Hof muß an des Herrn Stelle stehen.“ „Das soll er auch, Herr von Sanden. Nur um die inneren Angelegenheiten meiner Herde brauchte er sich nicht zu kümmern. Bei den Arbeiten in der Wirtschaft, die mit der Herde zusammenhängen, wie Rüben fahren, Futter, Stroh und was da sonst noch ist, kann er die Einteilung machen.“ „Dann ist es ja gut, Schulz. In der Behandlung Ihrer Herde sollen Sie selbständig sein, das werde ich Schulzig sagen, und er wird es verstehen. Ich muß nur von Ihnen beiden erwarten, daß Sie das Interesse des ganzen Betriebes im Auge haben, wenn doch mal Punkte kommen, wo jeder in seinem Recht zu sein glaubt.“ „Das



F. Boehle (1896)

Bauernpaar nach der Arbeit

will ich tun", sagte Oberschweizer Schulz. Dann zeigte er mir die Kühe, die jetzt am meisten Milch gaben und dreimal gemolken wurden. Auch die letzten Kälber sahen wir an. Sie waren gut in den Formen und hatten bei genügend Knochenbau doch den feinen Milchtyp. Mit einem Händedruck verabschiedeten wir uns. Ich ging aus dem Stall. „Hofmeister Schulzig kommt mit den Gespannen vom Säen. Sie werden bald am Fluß an der Brücke sein“, sagte ein Junge.

Hinter seinen drei vierspännigen Gespannen kam Schulzig mit ernster Miene und schweren Schritten den Feldweg entlang. Die Pferde waren müde von der langen Tagesarbeit im weichen Acker. Mit ähnlich schweren Schritten wie Schulzig strebten sie dem Stall und Abendfutter zu. Die Arbeitssielen und Ketten klirrten.

Am folgenden Tage war ich beim **Förster** Hellwig. Wir besahen die in der Anlage begriffenen Pflanzgärten, waren bei den Kulturen. Der **Oberholzhauer** Endruschat führte die Aufsicht. Sehr viele Menschen waren dort beschäftigt. Hellwig brauchte nie Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft. Alle waren aus den Dörfern der Umgegend und arbeiteten Lesereisig und sonstiges Brennholz ab. „Der Wald muß sich selbst erhalten“, war seine Ansicht. Wir besprachen auszubessernde Wege und Brücken und zwängten uns durch die Schonungen, die wir nach Beendigung der Kulturen durchläutern wollten, um sie von Weichhölzern und schlechtwüchsigen Birken zu befreien.

Hellwig hatte große Passion für seinen Wald, sah alles Bemerkenswerte und warf so interessante Fragen auf, daß mir die Stunden im Fluge verstrichen. „Hellwig“, sagte ich dann, „ich glaube, Sie haben alles gezeigt und auch alles besprochen. Jetzt möchte ich zurück. Dabei werde ich Ihnen meine Fragen und Vorschläge sagen. Der alte Röhrig von der Ziegelei regte mich gestern an, ich sollte einen festen Stamm halten von Leuten, die im Winter im Walde und im Sommer auf der Ziegelei arbeiten. Mir erscheint der Vorschlag gut. Was meinen Sie?“ „Der Vorschlag ist gut, aber die Menschen müssen danach sein, gute Arbeiter und keine Zugvögel. Für den Wald ist es mir sehr lieb, wenn ich jeden Winter dieselben Menschen habe. Wir werden diesen ständigen Freiarbeitern manche Annehmlichkeit schaffen können durch Futter für ihre Kühe von den kleinen Waldwiesen und Gestellen und durch Brennholz.“ „Die Ausführung wird länger dauern als unser Entschluß, Hellwig. Einige Jahre werden vergehen, bis wir achtzehn brauchbare Menschen und diese wieder Wohnungen in der näheren Umgebung gefunden haben. Aber die Hauptsache ist, daß man weiß, was man will. Alles, was zum Arbeitsfrieden und zur Harmonie in unserem Betriebe beiträgt, müssen wir tun, auch wenn es Geld kostet. Ihr Wald mit seinen alten Beständen kann uns bei schwierigen Übergängen helfen.“ „Da will ich gerne mitarbeiten“, sagte Hellwig. „Wenn unser Wald richtig behandelt wird, werden wir immer Ellbogenfreiheit behalten.“

Walter von Sanden

Die Wälder rauschen . . .

Als echter Försterjunge hatte ich schon mit acht Jahren zu schießen begonnen, und eine strenge Ausbildung hatte mich in allen Dingen der Jagd früh dahin gebracht, daß mein Vater auf diese meine Fähigkeiten wahrscheinlich stolzer war als auf meine guten Schulzeugnisse, die ich in den Ferien nach Hause brachte. Damals konnte ich auf hundertfünfzig Meter einen Haubentaucher mit der Kugel schießen, konnte Wildenten, Sperber und Tauben aus dem Fluge herunterholen, und noch viel später, als ich in Frankreich die Scharfschützen der Division mit dem Zielfernrohr ausbildete, stand neben mir nicht die Gestalt irgendeines Kommandeurs, sondern die meines Vaters, der Lob und Tadel still, aber mit unvergeßlicher Wirkung austeilte.

Als ich, dreizehn Jahre alt, aus der Stadt zu den Sommerferien nach Hause kam, hatten wir einen neuen Forstaufseher bekommen, und er empfing uns, meinen Bruder und mich, mit den Worten: „Ich weiß einen Schreiadlerhorst, und einer von euch darf einen Adler schießen.“ Es gab genug Wunder in unsern Wäldern, aber es dauerte eine Weile, bis wir dieses Wunder begriffen. Wir sahen einander an, mein Bruder und ich, und in diesem Blick fühlten wir, daß Böses und Schmerzliches unter diesem Wunder lag: einer von uns mußte verzichten. Keiner würde es freiwillig tun, denn für einen Adler würden wir unsere Seligkeit verkauft haben. Wir sprachen nicht miteinander, aber mit jedem Blick wußten wir, was der andere dachte.

Am zweiten Tage mußten wir losen. Mit Grashalmen, wie sich das im Walde gehörte. Und ich verlor. Ich starrte auf meinen Halm und dann auf den meines Bruders: es war kein Zweifel, daß ich verloren hatte. Es war selbstverständlich, daß ich weinte. Und heute, wenn ich die fünfunddreißig Jahre zurückblicke, ist es mir auch selbstverständlich, daß ich mich gegen mein Schicksal auflehnte. Ich wußte damals nicht, daß jedes Schicksal gut ist. Ich saß auf meinen Lieblingsplätzen in den Wäldern und grübelte. Drei Tage lang. Und am vierten nahm ich einen großen weißen Bogen aus dem Schreibtisch meines Vaters und schrieb: „Ich verspreche und gelobe bei meiner heiligen Ehre...“ So fing es an. Und dann folgte die Liste aller Dinge, Besitztümer, Privilegien und Gerechtsame, die ich auf meinen Bruder übertrug, wenn er mir den Adler überließe.

Es waren vier Bogenseiten. So reich ist ein Kind. Von zwei Zauber- ringen, die ineinanderverschieben und wieder zu lösen waren, bis zu dem unbeschränkten Recht auf die Führung meines gezogenen Teschings, sechs Millimeterkaliber, belgisches Fabrikat, Fleckschuß auf hundert Meter mit der drei Zentimeter langen Winchesterpatrone, fehlte nichts. Ich war ein Bettler nach diesem Vertrag, ein waffen-

loser Krieger, ein Steinzeitparia. Aber ich würde eine Adlerfeder an der Mütze tragen!

Und mein Bruder verkaufte sein Erstgeburtsrecht. Um mehr als ein Linsengericht, aber er verkaufte es. Ich glaube, daß er es mehr aus Güte tat als aus Lust an meinem Besitz, und ich schämte mich ein wenig. Und dann gingen wir eines Julimorgens los, der Forstaufseher und ich. Um halb vier Uhr, und ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen. Es war weiter als eine Meile. Betaute Wälder, über denen die Sonne sich hob und in denen jede Spur und jede Stimme mir vertraut war. Ich trug meines Vaters Doppelflinte und seine Jagdtasche, und mein Herz schlug schon, als ich über die Schwelle unseres Hauses trat. Auch die Eroberung Amerikas kann nicht viel anders gewesen sein. Ein Gang mit dem großen Jäger war nicht leicht. Vieles mußte gewußt werden: jeder Vogelruf, jeder Vogelflug; was es bedeutete, daß die Kiefernzapfen weit geöffnet auf dem Moos lagen und daß der Tau auf den Spinnweben funkelte; Windrichtung und jede Fährte im Sand; das Alter der Bruchstelle an einem geknickten Zweig und das Alter der Schonung, durch die wir gingen. Es war schwer, aber heute will mir scheinen, als ob ein Mensch in zwei solchen Stunden mehr hätte lernen können als in einem ganzen Jahr der Untertertia.

Der Horst lag an unserem zweiten See, abseits der sumpfigen Ränder, in einer Verborgenheit, die ich noch niemals betreten hatte. Kraniche riefen von den Uferwiesen, Bäume waren übereinandergestürzt, Porstbüsche wucherten, und die Luft war schwer und fremd, die Dschungelluft eines andern Erdteils. Lautlos schleiche ich in der Spur des großen Jägers. Wir hören den Adler schreien und lauschen. Es ist ein anderer Schrei als der des Fischadlers, aber auch er ist klagend, traurig fallend und ergreifend. Der Wald steht wie ein finsternes Gewölbe und fängt den Schrei auf. Seltsam ist alles, wie ein verbotener Weg, ein Einbruch in ein gebanntes Heiligtum.

Aber der Jäger winkt und der Adlerschrei ist verstummt. Wir stehen unter dem Horst, gedeckt von einem Lindenbusch, unbeweglich, eine halbe Stunde lang. Noch einmal ruft in der Ferne der Adler, und über uns, aus dem riesigen Horst, antwortet die klagende Stimme des Jungen, hoch und ängstlich wie die Stimme eines Rehkitzes. Ein weißer Kopf schiebt sich über den Horstrand, fahl und häßlich wie der Kopf eines Moorgespenstes.

Mahnend hebt der Jäger die Hand. Und dann pflückt er ein junges Lindenblatt, hebt es an die Lippen, und nun ruft es von unten herauf wie ein junger Adler, klagender noch und wie in Not. Meine Augen fliegen durch den rötlich bestrahlten Wald. Mein Herz klopft, und ich sehe Adler überall. „Ruhig“, sagt der Jäger leise. „Ganz ... ruhig ...!“

Und dann ist er da. Lautlos. Zuerst ein Schatten, der dunkel und groß über die Wipfel jagt. Und dann er selbst. Die riesigen Schwingen,

der herabschießende Leib. Etwas Dunkles fällt in den Horst — eine unmerkennbare Beute. Sekundenlang das Bild des Vogels auf einem grauen Eichenast, sich öffnende Schwingen ... der Ast, der hinter ihm erbebt ... der Donner des verstörten Schusses ... Widerhall ... Schweigen ... vorbei ...

Was hilft es, daß der Jäger mich tröstet? Wir gehen zurück. Jeder Schritt ist ein Schritt durch ein Meer von Schande, Schmerz und Verstoßung. Vorbei. Der erste Adler vorbei. Mein Bruder lächelt nicht, aber in der Nacht, in unsrer Oberstube, als er mich leise weinen hört, sagt er ruhig: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen.“ Er hat sein Erstgeburtsrecht verkauft, aber nun verschenkt er es. Ich weiß, daß er besser ist als ich, und ich liebe ihn sehr. Es ist dunkel, und er kann es ja nicht sehen und so brauche ich mich nicht so sehr zu schämen.

Zwei Wochen später habe ich den Adler geschossen. Aber es hat mich nicht mehr gefreut. Er starb vor mir auf dem Moos, und die kleinen dreieckigen Federn in seinem Nacken bebten leise in seinem Tod. Es war die erste große Erfahrung meines Lebens: daß die Sehnsucht besser ist als der Besitz. Ich habe keine Adler mehr geschossen, und wenn ich heute den großen und traurigen Schrei noch einmal höre, dann stehe ich lange still und lausche, und aus dem dunklen Tal der Erinnerung steht eine zweite Stimme auf, eine tiefe und ernste Stimme, die sich mit der hellen des Vogels verpflichtet: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen...“

Aber ich weiß nun, daß es nicht gut ist, noch einmal zu gehen. Und ich fühle auch, wie vergeblich es ist, dies alles beschreiben zu wollen. „Die Wälder rauschen ...“ Wieviel müßte gesagt werden, damit diese Überschrift Wahrheit würde, und wie wenig kann ich doch dazu sagen. Und es fällt mir ein, daß es vielleicht besser wäre, statt dessen von meinem Kranich zu erzählen. Und daß aus der Erinnerung an ihn das Bild meines Lebens im Forsthaus klarer sich erhebt als aus allen Überschriften und dem, was man zu ihnen sagen kann.

Ein Waldarbeiter hatte ihn gefangen, am Rande der Moore. Er war nicht höher als meine Hand, als ich ihn bekam, und ebenso groß wie ich, als ich ihn wieder verlor. Er lebte in unserem Garten, und auch im Garten Eden konnten Mensch und Tier nicht zärtlicher zueinander gewesen sein als wir beide. Jeden Morgen und Abend brachte ich ihm kleine Fische vom See, und er nahm seine Speise aus meiner Hand. Wir erwachten, wenn die Sonne aufging, und begrüßten einander, wie zwei Geliebte einander begrüßen. Scheint nicht der Lauf jener Tage und jener Liebe mir wie der Lauf eines goldenen Rades? Wir legten die Hände spielend in seine Speichen, und leuchtend rollte es vom Aufgang zum Niedergang. Ich rief nach meinem Vogel, und mit ausgebreiteten Schwingen kam er zu meinen Knien. Ich ging vom Hof, und er stand am Zaun und klagte seine Einsamkeit. Ich kam wieder, und seine herrlichen blaugrauen Schwingen schienen mich umarmen zu wollen.

Aber um die Mittagsstunde waren wir der großen Einheit der Wälder am nächsten. Ich lag auf dem Rasen und rief nach ihm. Er kam und blieb zu meinen Füßen stehen. Er spielte mit meinen Schuhen, meinen Knöpfen, meinen Händen. Und dann trat er zwischen meinen linken Arm und meine Brust. Er blickte sich noch einmal um, mit seinen wundervollen Augen, denen nichts entging. Dann ließ er sich in die Knie sinken. Noch einmal hob sich sein schlanker Hals, als liege er auf dem Moor und müsse nach seinen Feinden sehen. Dann legte er sich nieder, so daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag, und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leiser träumender Ton kam unaufhörlich aus seiner Kehle, unsäglich geborgen und glücklich. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes. Sein Auge öffnete sich noch zuweilen und blickte mich an, und dann schliefen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pirol vom Walde rief.

Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren.

Als ich im nächsten Sommer wiederkam, war der Kranich nicht mehr da. Man sagte mir, er sei verkauft worden, in den Tiergarten einer großen Stadt, und sicherlich war es geschehen, um Geld für mich zu verdienen. Ich verstand das nicht. Ich verstand nur, daß er fort war und daß Garten, Feld und Wald leer waren ohne ihn.

Ernst Wiechert

Vom Kiesel

Du gehst, ein waffenloser Mann,
zur Nacht durch den verrufenen Tann,
in dem zuweilen ein Mord geschah.
Da steckst du einen Kiesel ein,
um nicht so wehrlos mehr zu sein.

Gehst weiter — und hast nicht mehr Ruh
und fühlst, ein Feind geht auf dich zu.
Gefahr in allen Büschen steckt.
Dein Kiesel hat den Feind erweckt.

Da wirfst du deinen Kiesel weit
und bist vor Angst und Feind gefeit
und gehst, ein arglos stummer Mann,
nachts furchtlos durch den Mördertann.

Wilhelm Szabo

Der Gärtner und sein Garten

Als ich den **Gärtner** Borngart in seinem grünen Reich zum ersten Mal besuchte, merkte ich bald, was einzig ihn bewegte. Mochte Unruhe den Planeten schütteln: Er dachte an Blätter und Pflanzenfleisch. Das grüne Licht der Gewächse durchleuchtete seine Welt. Seinen Gestalten, den Stauden, Wurzeln und Köpfen, wies er im Geiste und durch seine tägliche Arbeit Verfeinerungskräfte zu, von denen wir uns, ahnungslose Verbraucher und Verzehrter, nichts träumen ließen. Die künftige Wirklichkeit sei die Vollendung der Gemüseahrung. Von ihr versprache er sich nicht nur eine gesundheitliche, auch eine sittliche und geistige Steigerung der Menschenart; der Herr der Zukunft aber werde mit seinen Eßbedürfnissen mehr im Garten und weniger beim Vieh zu finden sein.

Ich lauschte ihm aufmerksam. Während er sprach, schweifte sein Gärtnergeistesblick über die Gemüsepflanzungen und Eßtische kommender Jahrhunderte. Er gemahnte an einen Urvater des Gemüses, an einen freundlichen, glückschaffenden Erdgeist. Seine braunen, lebhaften Augen blitzten, und mit der freien Hand durchkämmte er seinen weißen Bart, der an die Farbe der Baumwolle erinnerte. Die andere Hand umfaßte herrisch den Eschenstiel seines Gartenrechs — würdig sah er aus. Auf dem Kopf saß ihm der sommerlich breitrandige Strohhut. Borngarts rundlich-ebenmäßiges Wesen, seine gütige Art strahlten Leute und Pflanzen an. Kein Zweifel: seine Gartenpflinglinge gaben ihm durch Wuchs und Ertrag ebensoviel Liebe zurück, wie er ihnen zuteil werden ließ.

Wie man sich nun zu der Frage nach den rechten Grundsätzen des Essens stellen mochte, ob man dem Gemüse oder dem Fleisch den Vorzug gab oder beide Stoffe in der Kost zu verbinden liebte, wie man es von Eltern und Voreltern her gewohnt war: der Gärtner Borngart und seine Lehre machten Eindruck, und ich ging nie von ihm weg, ohne etwas Wesentliches von ihm gehört zu haben.

Man konnte sich kaum einen schöneren Garten vorstellen. Damit hatte Borngart großes Glück. Es war ein alter Schloßgarten, von ihm in Zucht und Pacht genommen. Zins und eine bestimmte Gemüsegabe entrichtete er dem Besitzer des reizvoll verwahrlosten Schloßchens. Der Garten lag in der glücklichen Luft und Sonne Mainfrankens, auf einem Hügel mit dem Gesicht zum Fluß, der mit seinem prangenden Wasserschein den Waldgründen des Spessarts entgegenzieht. Eine hohe Mauer umgab ihn, in dem unteren Mauereck erhob sich ein kleiner, abgeflachter Turm, der als Aufbewahrungsort für die Gartengeräte diente. Borngart nannte ihn seine Waffenkammer. Als ich einmal einen Blick in das fensterlose, runde Gemach tat, sah ich an den Wänden die Gartengeräte hängen, auch Baststränge, lang wie chinesische Zöpfe, sowie eine grüne zerschlissene Fahne, ein Krummschwert und einen Schild, friedliche Werkzeuge und kriegerische Geräte nebeneinander. Nach diesen Museumsstücken befragt, ant-

wortete der Gärtner: „Geschenke meiner türkischen Freunde! Sie müssen wissen, ich war Obergärtner beim türkischen Sultan in seinem Traubenblättergarten zu Konstantinopel. Damals habe ich in einem türkischen Feldzug mitgefochten. Das Schwert ist aber stumpf, der Schild fleckig und die Fahne mürb geworden. Heute führe ich andere Truppen an: Spinat, Rapunzel, Schwarzwurzel und Tomate und wie sie alle heißen, lange Verpflegungskolonnen — wenn Sie so wollen.“ Und er streckte die Hand aus, wie um seine grünen, friedlichen Heere in den Beeten, die langen Scharen und Züge zu grüßen.

Friedrich Schnack

Der Gärtner und der Maler am Tomatenbeet

Borngart hatte die Tomatenstöcke in Reihen gepflanzt. Am gleichen Ort standen auch im vergangenen Jahr Paradiesäpfel. Die alte, von ihren Kräften durchwirkte Erde ist der Pflanze zuträglich. Es war ein säuberlicher Hag: die Haupttriebe der kräftigen Stauden waren an einem gewellten Eisenstab emporgezogen und mit einem einzigen Seitentrieb an dem längslaufenden Spanndraht spalierartig befestigt. Aus allen drei wärmenden Himmelsrichtungen empfingen die Stöcke den Sonnenschein.

An den unteren Stockwerken der Pflanze waren bereits die ersten Früchte herangereift und prangten leuchtend rot. Darüber hingen die Büschel der noch grünen, unreifen Tomaten, oben entfaltete sich die zierliche gelbe, nickende Blüte, deren Gestalt der Kartoffelblüte ähnelte. Ich hatte kaum meinen kleinen Klappstuhl vor dem Tomatenbeet aufgestellt, um mit dem Zeichnen zu beginnen, als auch schon Borngart erschien. Er müsse die Stauden entspitzen, sagte er. Sie sollten nicht zuchtlos steigen, sondern ihre Kräfte und Säfte in die grünen Kugeln der hängenden Fruchtstände, in die reifen, rot schimmernden Äpfel ergießen.

„Ich schleppe noch immer die Gartenbauschule mit mir“, meinte er, sich selber bekittelnd, „deswegen kann ich es auch nicht unterlassen, vorzutragen und zu predigen. Ich rede gern, und Sie haben geduldige Ohren. Ihre Kunst des Zuhörens schätze ich nicht weniger als die des Zeichnens.“

„Reden Sie nur, erzählen Sie mir etwas, plaudern Sie von der Tomate!“ sagte ich zu ihm. „Sie sind mitteilksam, aber nicht geschwätzig. Von Ihnen erfährt man stets Neues, Wertvolles. Die Geschichte der Tomate hat gewiß einen exotischen Zug, den merkt man schon der Pflanze an. Wie ist es damit?“

„Wie die Kartoffel“, begann er, „ist auch die Tomate, der Paradiesapfel oder Liebesapfel, *Poma amoris*, ein Geschenk der Neuen Welt an die Alte. Beide entstammen dem merkwürdigen Geschlecht der Nachtschattengewächse, an denen der amerikanische Erdteil besonders reich ist. Diese Pflanzen sind von mächtigen Kräften, leidenschaftlichen Trieben, scharfen Stoffen, betäubenden oder auch giftigen

Säften erfüllt. Sie sind Naturpersönlichkeiten von ausgeprägtem Wesen und oft seltsamem Ausdruck. Zu ihnen gehören — außer Kartoffel und Tomate, die einander so nahe stehen, daß man die Tomate der Kartoffel aufpfropfen kann — die köstliche Aubergine, der scharfe Pfeffer, der würzige Kapernstrauch, die gefährliche Tollkirsche, der tödliche Stechapfel, das böse Bilsenkraut, auch der betäubende Tabak.“ Ich zerrieb ein Blatt: der gelb färbende Saft hatte ein eigentümliches Aroma, einen aztekischen Geruch. Eine wilde Essenz scheint dem Pflanzenblut beigemischt zu sein, nicht unangenehm, eher anziehend. Dieses bizarre Wesen glaubte ich auch in der Blattgestalt mit den tiefen Zacken, der gerauhten Haut und den Stengelhaaren zu erkennen. Die Tomate ist die Frucht von Peru. Sie wurde, wußte Borngart zu berichten, von den Spaniern und den Portugiesen aus ihrer amerikanischen Heimat über das Meer gebracht. Schöner, malerischer Eindruck, sich vorzustellen, daß der gebräunte heimgekehrte Soldat die rote Frucht in seiner Hand wohlgefällig wog und sie dann als den Liebesapfel der Neuen Welt in die Hand seiner Geliebten legte, während der Seefahrer und Landeroberer den Duft und die Farbigkeit des fernen Erdteils um sich verbreitete.

Ich zeichnete den Haupttrieb, wie er unruhvoll aufwuchs, und betrachtete die Früchte, in deren Spiegelglanz fremdartiger Schimmer erblinkte. In Deutschland und einigen anderen nordischen Ländern ist sie erst vor wenigen Jahrzehnten heimisch geworden. Ich erinnere mich noch gut daran, daß ich die Tomate, als ich sie kennenlernte, nach dem ersten Biß angewidert zurückwies. Wir können sie heute nicht mehr entbehren. Borngart hat recht, in ihrer schönen, reinen Frucht ist der Sommer verleiblicht, ist der Sonnengeist Fleisch und Blut geworden und auf unserem Tisch gegenwärtig. „Sie erhält gesund und — jung“, betonte er. „Da muß ich immer an einen Lastträger in Konstantinopel denken, an einen langen, dünnen Hamal, der häufig am Traubenblättergarten des Sultans vorübertrötete. Er schleppte seine schweren Lasten durch die steilen Straßen und Gassen von Stambul und Pera und die Sonne schickte ihre glühenden Strahlen auf ihn herab. Zur Mittagszeit kauerte er sich in den Schatten einer Mauer, manchmal dem Palasttor gegenüber, um sich von seinen Schleppereien auszuruhen und sein bescheidenes Mittagmahl zu verzehren. Sein Haar war weiß, sein Gesicht auffallend jung, seine Kraft erstaunlich. Unermüdlich konnte er von morgens bis abends schwere Säcke aus den Laderäumen der Schiffe am Kai tragen. Als ich ihn einmal fragte, woher er seine Riesenkraft und Gesundheit habe, sagte er: ‚Von den Früchten Allahs!‘, langte rechts und links in die Rocktaschen und hielt mir in der einen Hand Oliven hin und in der anderen — Tomaten. Seit frühester Kindheit war er an sie gewöhnt.“ Man sah den Büschen das kraftvolle Leben an. Sie waren gut genährt, üppig im Laub, hochgewachsen und stattlich. Rundum prangten sie von reifenden und noch grünen Bällen, und an den Zweigenden schmückten sie sich mit neuen Blüten. Sie würden lange fruchtbar

sein. Feuchte und Wärme hatten sie aufschwellen lassen und ihre Blätter strotzend gemacht.

„Demnach muß sie reich an Kräften und ein wahrer Wunderapfel sein“, folgerte ich und setzte mit Liebe und Bewunderung die feine, fünffach gezipfelte Blüte an, aus deren Mitte der gelbe Kegel der Bestäubungsanlage aufragt. Zeichnend und dem Gärtner zuhörend, kam ich mir nun schon wie ein Gartenbauschüler vor, nur daß ich statt des Spatens den Bleistift führte.

„Die Tomate bereitet in ihrem Saft die Vitamine A, B und C, aber auch organische Mineralstoffe und Metalle. Ihr Kupfer hilft der Blutbildung, ihr Radiumgehalt ist dem mancher Mineralwässer an Wirkung ähnlich. Ihre Fruchtsäuren zeichnen sich durch edle Eigenschaften aus. Sie verscheucht Mangelkrankheiten. Für die Kinder ist sie ein Segen: sie bekommen sie roh zu essen, die Säuglinge den ausgepreßten Saft, der bei ihnen trefflich anschlägt. Und die Älteren mit ihren Leber-, Nieren-, Blasen-, Magen- und Kreislaufstörungen haben an ihr eine heilsame Krankenkost. Die besten Kräfte des Weltalls, Erde und Sonne, haben sich in ihrem Apfel vermählt. Darum ist sie ein wahrhafter Liebesapfel der Schöpfung und eine Meisterfrucht der Gärtnerkunst.“

Er sagte nicht zuviel und ich tat nicht zu wenig, indem ich mich bemühte, die schönen Bälle zu runden und ihnen ein pralles Ansehen zu geben. Mich entzückte der wunderschöne Stielansatz der Frucht und die feine Biegung des sanft geneigten Blattes. Auch gefiel mir der junge Seitentrieb am Ursprung des Blattstieles. Wie ein winziges Pflänzchen sproßte er heran. Als ich ihn aber mitzeichnen wollte, knipste Borngart ihn ab; er sei unerwünscht, da sich die Kraft des Haupttriebes nicht verzetteln dürfe; jeder gute Gärtner würde sein Vorhandensein tadeln.

Friedrich Schnack

Der Garten

Frühmorgens trete ich vor jedes Beet
und kniee hin, das Unkraut auszujäten.
Indes der Klang der Glocken fernher weht,
danke ich allen, die je Gutes säten.

Dann bin ich vor die Bäume hingetreten,
und ich verharre dort wie im Gebet,
um dich, den Baum des Lebens, anzubeten,
und sprach dem Bauern nach: Die Erde steht!

Zurückgekehrt von all den irren Fahrten,
ich kehrte in des Gartens Stille ein,
dort will ich, Deutschland, deines Gartens warten,
wo jeder Halm mich mahnt: Gedenke mein!

Ich will zu guter Letzt ein Gärtner sein...
Tritt ein mit mir in Deutschlands heiligen Garten.

Johannes R. Becher

Die Geschichte der Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg bei Berlin-Tegel 1921—33

„Nach dem Gesetz, nach dem Du angetreten . . .“

Ehe überhaupt eine Schule auf der Insel eröffnet werden konnte, mußten Schüler und Lehrer, die, von der Unterrichts- und Erziehungsart in den Stadtschulen nicht befriedigt, dort siedeln und auf ihre Weise lernen und leben wollten, die äußeren Möglichkeiten dazu sich selbst schaffen oder umgestalten.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit von selbst geregelt, unmittelbar aus den drängenden Bedürfnissen heraus. Wenn wir erwarteten, daß uns die Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn wir die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen wollten, mußten die Treppen geschauert und ein Sonntagsfährdienst eingesetzt werden —, die natürlichsten Willensübungen, deren heilsame Wirkung viele Großstadtjungen an sich erfahren haben. Wenn wir Ziegenmilch trinken mochten, mußte der Stall, die Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub zum Streuen in Säcken gesammelt werden. Falls wir uns einen Extra-Eßraum leisten wollten, mußten wir zuvor alte wacklige Tafeltische standfest machen, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausmalen, die Bänke anfertigen. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von zehn Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau geflößt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärtsgestakt. „Die Nacht überfiel uns“, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnästen Teilnehmer, „auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der die langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.“ Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaalbänke. „Arbeit, schwerste Arbeit! Aber sie war für unsere Farm und — hat Spaß gemacht.“

Doch man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschkdienst gingen schon länger wochenweis reihum; ein Beschluß, daß, wer diese öfter vergißt oder dauernd vernachlässigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die andern Arbeiten ließ man sich fortan aufsammeln, um sie am Mittwochnachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch den von vornherein weniger Begeisterten, einen gewissen Schwung, in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit

niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft „Gemeinschaft“ nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: „In der Gemeinschaftsarbeit“. Ein schulmeisterlicher Antrag eines Lehrers, die Gemeinschaftsarbeit zu beschränken, wurde ein Jahr später glatt abgelehnt; einer von den Schülern schleuderte den Satz in die Debatte: „Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft.“ Gewiß haben sich noch ab und zu egoistische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß der echten Farmer aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmend geblieben. Das hat im dritten Jahre des Bestehens ein ausländischer Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgefühlt, wenn er in seiner wohlthuend freimütigen Kritik kopfschüttelnd äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homer-Unterricht. „Ob sie heuen“, liest man in dem Aufsatz einer klugen Wiener Besucherin, „oder Kartoffeln ernten, Garben binden, Felder vermessen, die Insel kartographisch genau aufnehmen, Erde fahren, ihr Zimmer mit Wandzeichnungen schmücken, Unkraut jäten, ob sie Szenen aus dem Störtebeker dramatisieren oder im Orchester üben, alles gilt als wertvoll, als wichtig, ist in gewissem Sinne Produktion!“

Die Feierlichkeit ist geringer geworden, die Gleichwertigkeit zwischen Hand- und Kopfarbeit aber hat sich stabilisiert wie ein rocher de bronze. Und das hat ja auch seine tiefere Begründung. Die Arbeit ist hier keine methodische Spielerei gewesen. Als der Schule nach einer Probezeit im kleinen das gesamte Areal der Insel (93 Morgen) nebst Stallungen zugesprochen wurde, ihr Farmcharakter also sich entsprechend stärker auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweitenmal organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeit am Mittwochnachmittag der landwirtschaftliche Hilfsdienst, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte. Damit konnte das Größte geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verqueckten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich variabler werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt an jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit wurde bezeichnet, dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu hatten oder an diesem Tage Zeit erübrigen konnten. War nicht dieser neu beschlossene Bereitschaftsdienst außerdem dazu angetan, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut? Aber die Arbeit war in der Tat in Scharfenberg damals etwas sehr Lebendiges; sie suchte sich immer neue Formen. Bei den mittäglichen

Ankündigungen tauchten die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger auf; da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen, Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeiten am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraute, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, vielleicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst in Gruppendienst von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern und Landwirten auflösen? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 über Haeckels Welträtsel gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem. Dabei gab es Freiheitsapostel, die aller Verfachlichung entgegentraten, auch Genießer, die bald dieses, bald jenes zu ihrem Ergötzen sich auszusuchen Spielraum behalten wollten. Es gab Idealisten der Arbeit, die in dieser Wendung den krassen Nützlichkeitsstandpunkt witterten, daß man den Bereitschaftsdienst dazu erniedrigen wolle, sich persönlich in einem Handwerk auszubilden; es gab sogar Asketen der Arbeit, die den Satz aufstellten, nur das sei echter Bereitschaftsdienst, in dem man das tue, was einem am wenigsten Spaß mache; Dienst an der Gemeinschaft bedeute Opfer! Demgegenüber standen die Realisten, die aus der Wechselarbeit nur blutigen Dilettantismus herauspringen sahen, und die Systematiker, die in den Fachgruppen die genaue Parallele zu den wissenschaftlichen Neigungskursen begrüßten, und die gesunden Optimisten, die meinten, ob nicht der der Gemeinschaft am schönsten diene, der zum besten aller brauchbare und stilgerechte Qualitätsarbeit liefere. Die letzte Dreierheit siegte. Das Anwachsen der Schülerzahl ermöglichte es, daß die Handwerksgruppen aus den Dienerinnen der Landwirtschaft sich zu Innungen in eigenen Werkstätten entwickelten. Die Asketen aber, gehorsam gegen den Majoritätsbeschluß, doch auch ihrem Bereitschaftsideal getreu, gründeten die Sondergruppe „Allzeit-bereit“. Dieser ganze Arbeitskomplex vom Waschkloset angefangen bis hin zum Werkstättenzeugnis war zunächst wirtschaftlich wertvoll; wir sparten dadurch Hausmädchen, Knechte, die Unkosten für weit herkommende Handwerker, von der entscheidenden Beihilfe der landwirtschaftlichen Eigenproduktion ganz zu schweigen. Sehr viele unserer Schüler hätten bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen können, wenn wir nicht alle uns dieser „Arbeit“ widmeten; oder sie hätten um Freistellen bitten müssen. Es sollte und brauchte sich hier niemand irgendwie abhängig oder als Almosenempfänger zu fühlen; was sie nicht bezahlen können, schaffen sie sich und anderen durch ihrer Hände Arbeit. Hier geht das Wirtschaftliche ins Ethische über. Die Jünger in einer solchen Schule müssen den Stolz, aber auch die Kraft aufbringen, ihre eigene neue Kultur zu schaffen, so geschlossen, so stark, so unabhängig und doch objektiv, wie das in seinen besten Zeiten das alte Gymnasium auf seine Weise versucht hat, nur wieder ganz, ganz anders fundiert und gerichtet als dieses! Und dazu dürfen sie niemals den Zusammenhang

mit dem Mutterboden der Arbeit verlieren. Die bisher letzte Etappe in der Entwicklung der Farmarbeit ist die *Arbeitswoche*. Die laufenden kleinen und größeren Arbeiten werden, soweit es möglich ist, regelmäßig am Mittwochnachmittag in der Gemeinschaftsarbeit erledigt. Häuft sich aber in den einzelnen Gruppen zuviel Arbeit auf, wie es bei der Landwirtschaft, die ja besonders an Zeit und Wetter gebunden ist, am leichtesten geschehen kann, so wird nach vorheriger Besprechung des Gruppenführers mit den Lehrern eine Arbeitswoche eingelegt, das heißt, der Unterricht tritt zu Gunsten der körperlichen Arbeit zurück. Solch eine Arbeitswoche kehrt in vier- bis sechswöchentlichem Turnus wieder. Zuerst unterscheidet sich der Tag in einer solchen Woche von den andern nicht im mindesten. Wir stehen um 6 Uhr auf, machen unsern Dauerlauf, gehen in den Unterricht. Nach dem Frühstück jedoch verteilen wir uns nicht wieder zum zweiten Stundenpaar auf die einzelnen Räume, sondern versammeln uns auf dem Wirtschaftshofe. Das Ausschußmitglied hat nach Fühlungnahme mit den Innungen und unter Berücksichtigung der Einzelwünsche, die bei ihm abgegeben sind, in aller Morgenfrühe die Arbeit für den heutigen Tag angesetzt. Nachdem es seine Liste von einer Außentreppe herab dem versammelten Volke bekanntgegeben hat, sagen die Gruppenführer jetzt in ihrem kleineren Kreise dem einzelnen, ob er zunächst Tomaten pflücken oder Kohlbeete jäten, ob er eine Stalltür reparieren, die Sprungständer vollenden oder Axtstiele anfertigen, ob er Häcksel schneiden oder bei der Dreschmaschine helfen, ob er im neuen Physiksaal eine Decke weißen, die Fenster lackieren oder den Kahnrost karbolinieren soll. Geht man eine halbe Stunde später über die Insel, so sieht man, wie hier die Schlosser die Fährklappe mit Eisenbändern versehen, ihr Gruppenführer an der Drehbank Stäbe für einen physikalischen Apparat abschleift, die Landwirte Rüben einmieten, wie die Landwirte mit den Schlossern gemeinsam sich um den Motor der Beregnungsanlage mühen, wie dort der neu gesäte Rasen festgewalzt, die Hecke verputzt und etwas weiter an einem roh gezimmerten Holzrahmen eine Schilfmatte geflochten wird. Man hört das Hallo von „Allzeit-bereit“, die mit Pferd und Wagen die Müllkästen abfahren; vom Hofe her kreischt in regelmäßigen Zwischenräumen die Kreissäge. Und so wird, die anderthalbstündige Mittagspause abgerechnet, bis zum Baden kurz vor dem Abendessen weitergearbeitet.

Daß die Arbeit trotz der zunehmenden Organisation nicht zum System, zum Schema erstarrte, zeigen zwei Schülerbeiträge mehr privater Art. Der eine der jungen Farmer schrieb 1928:

Als ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Kübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem

jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns den Milchdienst.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute nachmittag buttern. Wir taten die Sahne ins Faß und drehten. Allmählich ging es schwerer. Noch einige Male langsamer herum und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt. Das dritte, das sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle vierzehn Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die „Landwirtschaftskammer“, um sie dort zu untersuchen. Für jede Kuh haben wir Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingebrannter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi versehen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprocente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

So hat sich der Milchdienst vom Milchtragen zu einem richtigen Amte entwickelt, das aber nicht von der Schulgemeinschaft besetzt ist, sondern aus eigenem Antrieb übernommen und verwaltet wird. Ein anderer Kamerad sah eines Tages im Bibliothekzimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen. Er fand darin ein Stück gelben Wachstuches und ersah aus der Gebrauchsanweisung, daß dies Ding Schapierograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Er sah ihn dann zuerst in Tätigkeit, als einige unternehmungslustige Mitschüler zum Erntetag, dem selbstverständlich größten Festtage der Schulfarm, eine Festschrift herausgeben wollten. Sie wurde auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Damit druckte man die Zeitungen, die unter dem Titel „Die Ernte“ erschienen, so eifrig, daß zu Weihnachten schon die fünfte Nummer herausgehen sollte. Ganz unvermittelt fragten den Berichterstatter einige Drucker in diesen Tagen, ob er sich ihnen anschließen wolle. Zwei Setzer hätten infolge einer Krisis die Arbeit niedergelegt. „Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier nach einem Linolschnitt sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben

wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180 mal über den Druckstock gerollt werden. Manchmal haben wir bis in die Nacht an der Maschine gestanden, waren aber auch dafür zwei Tage vor den Ferien fertig."

Obige Abschnitte sind dem „Werdenden Zeitalter“ entnommen, der Zeitschrift des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Der heutige Leser wird sich nicht darüber wundern, daß die Berliner Schulverwaltung vom 1. 9. 1949 ab alljährlich 2 neunte Schuljahrklassen auf die Insel verlegt. Die Werkstätten, der Wirtschaftsbetrieb, die Innungstradition, die Arbeitserfahrungen bieten da besonders glückliche Voraussetzungen für die Aufgaben der Berufsfindung aus dem natürlichen unmittelbaren Erleben und Probieren heraus.

Wilhelm Blume

Vom Haus des Unrechts und der Treppe der Bildung

Es war an einem schönen Sommerabend des Jahres 1803 auf dem Hof des dreitürmigen Schlosses Burgdorf. Die hier aufwachsenden Zöglinge aus allen Kantonen der Schweiz und darüber hinaus waren schon in den Schlafsälen verschwunden. Ihr Geplauder ebte mehr und mehr ab; nur noch vereinzelt Lachen klang aus den offenen Fenstern zu den Lehrern hinunter, die unter einem Lindenbaum auf der Mauer sitzend den Feierabend genossen. Ein seltsames Kollegium war da versammelt: ein verkrachter Landwirt und berühmter Volksromanschreiber wider Willen — namens Pestalozzi —, ein Dorfschulmeister aus der Nähe, der vorher sich als Tagelöhner hatte durchschlagen müssen, ein Tübinger Theologiestudent und ein musikalischer Buchbindermeister. Eben noch hatte der Vater der Anstalt gar drollig gescherzt und sich als ein Wundertier mit vier Köpfen und acht Händen vorgestellt, da wurde er im Anschauen des verglimmenden Alpenglühens plötzlich ernst und murmelte vom Haus des Unrechts und der Treppe der Bildung.

Was meint Ihr, so reagierte er auf die fragenden Augen des Tübingers, daß einer im Keller unseres Schlosses von diesem Abend sähe? So gut wie nichts, höchstens einen blassen Schimmer durch die Luke im Gewölbe. Und die Bewohner im ersten Stock, das keine Fenster nach dieser Seite hat? — Sie sähen wenigstens den Reflex im Hof und ahnten die Herrlichkeit. Nur oben in den Sälen mit den großen Bogenfenstern könnte sich der Inhaber gemächlich in eine Nische setzen und den Anblick genießen. Nun denkt Euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, so daß die Herren in den Sälen die einzigen Nutznießer wären, und die Bürger in den Stuben könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig machte, und das arme Volk gar im dunklen Keller hätte von Gottes Sonne nichts. So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut! Darum kann ich nicht ruhen, bis in dies Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung gebaut ist.

Nach Wilhelm Schäfer